



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Berg, W.: König Friedrich der Große und der Baron Warkotsch. 1

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Böhmer gesteht in seinem vortrefflichen Büchlein: Luther im Lichte der neueren Forschung (Leipzig, B. G. Teubner, 1906), daß in diesem Lichte so manches Luthergeschichtchen als Legende erkannt wird; auch Denifle, der übrigens mit Humor abgefertigt wird, habe zur Erkenntnis des wirklichen Luthers einiges beigetragen. Daß ein Ordensgenosse der Patres Sprenger und Heinrich Institoris Luthers Werk rein psychologisch erklärt und dabei des Teufels auch nicht ein klein wenig bedarf, ist ein gewaltiger Fortschritt, ein Fortschritt, der gefährliche dogmatische Konsequenzen haben wird — gefährliche vom orthodoxen Standpunkt aus gesehen. Mögen sie dem Pater Weiß vorläufig verborgen bleiben, damit er nicht, durch sie erschreckt, auf dem eingeschlagenen Wege vernünftiger Forschung zurückweiche. C. J.



## König Friedrich der Große und der Baron Warfotsch

Von W. Berg

1



nach der Ankunft in dem durch die Beschließung von 1760 vergrößerten Stadtschlosse zu Breslau klagte der große König am 10. Dezember 1761 über seine traurige Lage: „Jedes Bündel Stroh, jeder Schub Rekruten, jede Sendung Geld, alles, was an mich gelangt, ist oder wird eine Gunst meiner Feinde oder ein Beweis für ihre Nachlässigkeit, da sie eigentlich alles wegnehmen können. In Sachsen sind die Österreicher Meister der Berge, Thüringen beherrschen die Kreistruppen, die Franzosen sind bis Mühlhausen vorgerückt. Alles das schnürt uns so ein und gibt unsern Feinden so große Vorteile, daß ich, wenn sie auch nur mit halber Kraft handeln, nicht absehe, wie wir unsern Untergang noch hinausschieben können. Hier in Schlesien sind alle Festungen den Unternehmungen des Feindes ausgesetzt, Stettin, Küstrin und selbst Berlin sind dem Belieben der Russen preisgegeben, in Sachsen ist mein Bruder sozusagen bei der ersten Bewegung Dauns über die Elbe zurückgeworfen. Alles das ist sehr reell, es sind nicht etwa Voraussetzungen eines hypochondrischen und misanthropischen Sinnes, sondern unglücklicherweise notwendige Wirkungen der von unsern Feinden wohl vorbereiteten Ursachen.“ Der schwerste Schlag für ihn war der Fall der Festung Schweidnitz gewesen, die Laudon in kühnem Sturm am 1. Oktober genommen hatte. Man habe ihm, so schreibt Friedrich, eine Festung in zwei Stunden wegnehmen können, während er nur einen Tagemarsch weit von ihr gestanden hätte, künftig werde er für jede Festung eine Armee brauchen. Seine Pläne für einen Einmarsch nach Oberschlesien, Mähren oder Böhmen waren vereitelt. Er konnte nur noch daran denken,

die ihm noch verbliebenen Festungen zu schützen. Deshalb bezog er am 5. Oktober 1761, um Breslau und Neiße zu decken, ein Lager bei Strehlen und wartete dort in Verteidigungsstellung auf den Zuzug der Truppen Platens, der gegen die Russen bei Kolberg operieren sollte. Sein nächstes Ziel war die Wiedereroberung von Schweidnitz. In dieser trübseligen Zeit, während der er den Streitkräften Laudons untätig gegenüberlag, der zwischen Freiburg und Bögen-dorf an das Gebirge gelehnt stand, hatten der Baron Warfotsch und sein Genosse Schmidt den hochverräterischen Plan gefaßt, den König aus seinem Hauptquartier durch österreichische Truppen aufheben zu lassen. Es ist hier nicht nötig, auf die furchtbaren Folgen hinzuweisen, die ein Gelingen des Verrats für den preussischen Staat notwendig hätte haben müssen. Der König entrannt dem Verderben noch in der letzten Stunde durch eine glückliche Ver-  
fettung von Umständen.

Der Baron Heinrich Gottlob von Warfotsch stammte aus einem alten, seit dem fünfzehnten Jahrhundert bekannten schlesischen Geschlechte, dessen Name sich von dem Dorfe desselben Namens im Kreise Strehlen herleitet. Obwohl die Familie in der Strehlemer Gegend noch zu König Friedrichs Zeit mehrere Güter besaß, hatte Warfotsch, der als jüngerer Sohn um 1706 geboren war, ungeachtet seines protestantischen Bekenntnisses österreichische Dienste genommen. Als Hauptmann im ungarischen Regiment Batthyány (nach andern im Regiment Botta) eben im Begriff, im Jahre 1756 gegen Preußen in den Krieg zu ziehn, erhielt er die Nachricht von dem zu Karlsbad erfolgten plötzlichen Tode seines ältern Bruders, des königlich preussischen Kammerherrn Karl Ferdinand. Da der Verstorbne keine Nachkommen hinterlassen hatte, gelangte der jüngere Bruder in den Besitz der nahe bei Strehlen liegenden ansehnlichen Güter Schönbrunn, Ober- und Nieder-Rosen und des Vorwerks Käscherei (oder Casserei), deren Wert sogar in jener Zeit schon auf mehr als hunderttausend Taler angegeben wurde. Er erbat nun seinen Abschied, den er jedoch nie formell erhalten haben soll, und lebte fortan auf dem Schlosse zu Schönbrunn als Verwalter seiner Güter. Warfotsch war nach der Angabe des später hinter ihm erlassenen Steckbriefs\*) „breitschultrig, langer und korpulenter Statur, braun von Angesicht; trägt meistentheils eine Beutel-Perüque; seine deutsche Aussprache lautet etwas nach der österreichischen Mundart“. Die Quellen schildern ihn als einen höchst unliebenswürdigen Charakter: herrisch, jähzornig und hart gegen die Untergebenen; auch scheint er zu Trunk und Spiel sehr geneigt gewesen zu sein und es im Punkte der ehelichen Treue nicht eben genau genommen zu haben. Obwohl er dem König von Preußen am 30. August 1756 den Vasalleneid geleistet hatte, blieb er in seinem Herzen österreichisch gesinnt und

\*) Citatio Edictalis des eines Hochverrats sich schuldig gemachten und durch die Flucht entkommenen Heintr. Gottl. Freiherrn von Warfotsch. [Bekannt gemacht durch die Oberamtsregierung zu Breslau, den 4. Dezember 1761.] Vgl. Moser, Europäisches Völkerrecht, 9. Teil 1. Band, S. 136.

durchaus ein Anhänger der frühern Verhältnisse. Nach seinen feudalen Ansichten war der Bauer eigentlich gar kein Mensch. Da aber der große König gerade in den Bauern sehr wichtige Menschen sah und in dieser Überzeugung in dem wiedergewonnenen Schlesien Einrichtungen getroffen hatte, die die Bauern von manchem harten Druck erlösten, dem sie seit Jahrhunderten unter der österreichischen Herrschaft ausgesetzt gewesen waren, so war eben dieser Umstand geeignet, den Baron mit tiefer Abneigung gegen den König und die preußische Herrschaft überhaupt zu erfüllen. Schon 1756 hatte er diese Abneigung offen ausgesprochen, und auch später, als sich in Böhmen österreichische Truppen zum Feldzuge gegen Preußen sammelten, hatte er geäußert, wenn die Österreicher nur erst Schlesien wieder hätten, so könne man das Bauernpack zu Paaren treiben. Sein Preußenhaß war noch gestiegen, als ihm später, wie aus einem vertraulichen Schreiben des Ministers von Schlabrendorf an den Kabinettsrat Eichel vom 24. August 1761 hervorgeht, infolge von Ausschreitungen preußischer Gardereiter etwa achtzehnhundert Schafe und Hammel fortgetrieben worden waren.

Am 4. August 1761 war der König, der einen Angriff Laudons bei Schönbrunn erwartete, zum erstenmal der Gast des Barons, bei dem er eine Nacht zubrachte. Die Behauptung jedoch, daß Warfotsch damals schon einen Anschlag gegen des Königs Person beabsichtigt habe, und daß dieses Unternehmen nur durch einen Zufall vereitelt worden sei, läßt sich mit Sicherheit nicht erweisen. Übrigens verbarg Warfotsch seine Abneigung hinter der Maske der Loyalität und machte sich bei dem König zum Beispiel dadurch beliebt, daß er ihm in das Bunzelwitzer Hungerlager erlesne Gartenfrüchte u. dergl. sandte. Am Abend des 5. Novembers desselben Jahres traf Friedrich, der nach dem Falle von Schweidnitz aus seinem Lager bei Münsterberg nach Strehlen abgerückt war, in Begleitung des Markgrafen Karl und des Generaladjutanten von Krusemark zum zweitenmal in Schönbrunn ein. Noch in der Nacht aber erbat er sich von Warfotsch einen zuverlässigen Führer, der ihn nach Strehlen bringen könnte. Dieser Mann war der Jäger des Barons, mit Namen Matthias Kappel, geboren am 15. Januar 1726, ein katholischer Böhme aus Mitrowitz bei Kolin, derselbe Mann, durch dessen Hilfe Friedrich später den Anschlägen des Verräters enttrinnen sollte.

Der König hatte nicht in Strehlen selbst, sondern in dem Dorfe Woißelwitz Quartier genommen. Das Dorf stieß unmittelbar an die Stadt. An der Südseite der Dorfstraße stand ein massives, einstöckiges Haus, das dem Bauinspektor Bruckkampff gehörte. Dort bezog der König eine Wohnung. In dem Nebenhause wohnte der Postmeister Stiller. Hinter beiden Häusern lagen Gärten, die bis zur Ohlau reichten. Dieser Fluß war dort für gewöhnlich sehr schmal und seicht, bot also für eine Schar kühner Abenteurer kein Hindernis, um so weniger, als auch in der Nähe eine Brücke vorhanden war. Sensesits des Wassers dehnten sich Felder aus, aus denen sich zahlreiche waldbedeckte

Hügelkuppen erhoben. Durch tiefe Gründe konnte man, ohne die Posten zu berühren, am Dorfe Hussinek vorüber bis in den Stillerschen Garten kommen. Von der in Strehlen untergebrachten Garde stand eine Kompagnie in Woifselwitz. Die unmittelbare Bewachung des Königs hatten dreizehn Grenadiere. Ihre Wachtstube war in dem im Garten liegenden ziemlich geräumigen Backhause. Vor dem Eingang in das Wohnhaus auf der Straßenseite stand ein Posten, vor des Königs Schlafzimmer, das nach der Gartenseite zu lag, ein Doppelposten. Die preußischen Truppen lagen in den Dörfern im Umkreise, geschützt durch Feldwachen und Patrouillen. Das feindliche Heer stand ziemlich nahe. Man muß sagen, daß der König gegen einen kühnen Handstreich nicht genügend geschützt war. Die Österreicher verfügten damals schon über viele leichte Truppen, die Mut und Gewandtheit für eine solche Unternehmung hatten und sie sicherlich gewagt haben würden, wenn sie von der gefährdeten Lage des königlichen Hauptquartiers Kenntnis gehabt hätten. Der Mann, der ihnen diese Kenntnis durch abscheulichen Verrat verschaffte, war nun eben der Baron Warfotsch. Wie aber kam er dazu, einen verbrecherischen Anschlag zu planen? Wir wissen, daß er äußerlich ein gutes Verhältnis zu den Preußen aufrechterhielt. Er erwies den Offizieren der preußischen Einquartierung, die er ab und zu hatte, eine große Gastfreundschaft. Besonders der Generaladjutant von Krusemark, der kein Verächter der Tafelfreuden war, hatte sich bei seinem zweimaligen Aufenthalt im Schlosse zu Schönbrunn sehr wohl gefühlt. Warfotsch hatte ihn darauf mehrfach in Woifselwitz besucht und war durch ihn mit einer Anzahl von Offizieren und dem Kabinettsrat Sichel bekannt geworden. Es entwickelte sich in der Folge ein ziemlich reger Verkehr zwischen Woifselwitz und Schönbrunn, ja der König zog den Baron in Erwiderung der empfangnen Gastfreundschaft bald auch an seine Tafel. Da Warfotsch fast jeden zweiten Tag in Woifselwitz war, konnte ihm die schutzlose Lage des Hauptquartiers kein Geheimnis bleiben. Auch hatte er erfahren, daß sich die hinter Strehlen liegenden Truppenteile bei einem feindlichen Angriff nicht bei Strehlen aufstellen, sondern gleich in die vorderste Linie eilen sollten. Wahrscheinlich haben alle diese Wahrnehmungen erst den verbrecherischen Plan in seiner Seele zum Reifen gebracht. Er dachte sich die Ausführung folgendermaßen: Ein nächtlicher Scheinangriff der Österreicher gegen die preußische Front sollte stattfinden; zu derselben Zeit sollte eine im Stadtwalde auf der Lauer liegende Streifschar in den Garten dringen und durch das Fenster einsteigen; ferner sollte ein starkes feindliches Kommando das Haus umzingeln, die Wachen niedermachen und Feuer in das Dorf werfen. In der Verwirrung schien es leicht, sich des Königs zu bemächtigen. Hilfe aus Strehlen wäre, da sich das alles natürlich sehr schnell abgepielt haben würde, wahrscheinlich zu spät gekommen. Die ratlose Armee sollte später vernichtet werden. Damit wäre dann der ganze Krieg beendet gewesen, und Schlesien wäre wieder in österreichische Hände gekommen. Für den Fall des Mißlingens wäre die ganze Sache für die Österreicher nicht

schlimm gewesen. Sie hätten sich eben wieder in ihre gebirgige Stellung zurückgezogen. Auch hätte sich die Streiffchar ohne große Verluste durch Gründe und Hohlwege nach dem südlich gelegenen Dorfe Bogarth retten können. Daß er durch die Beihilfe zum Überfall ein gemeines Verbrechen beging, indem er dem ihm gnädigen und vertrauenden König die schändeste Undankbarkeit bewies und den Vasalleneid schändlich brach, machte Warfotsch bei seiner Grundsatzlosigkeit und seinem leidenschaftlichen Preußenhaß nichts aus. Aber es lag ihm natürlich daran, für seine Person im Hintergrunde zu bleiben und nur die Fäden zu schürzen, damit es schiene, als sei das ganze Unternehmen von der österreichischen Seite ausgegangen. Aus diesem Grunde machte er, als er den schändlichen Anschlag schon eingeleitet hatte, seinen Jäger Kappel eines Nachts auf die gefährvolle Lage des Hauptquartiers geradezu aufmerksam und wies ihn darauf hin, daß es für die Österreicher doch eigentlich recht leicht sei, den König aufzuheben. Es war am 29. November, einem Sonntage. Warfotsch war mit Kappel schon früh nach Woiselswitz geritten und hatte mittags bei dem Könige gespeist, der ihm noch die Mitteilung gemacht hatte, daß er ihn von allen Lieferungen befreit habe. Dann war er mit dem Markgrafen Karl und dem General von Krusenmark spazieren geritten und später in eifrigem Gespräch mit verschiedenen Offizieren und dem Kabinettsrat Eichel bis gegen Mitternacht in Strehlen geblieben. Danach war er mit Kappel abgeritten. Im Schlafzimmer des Königs brannte noch Licht. In der Nähe der Treppendorfer Walkmühle eröffnete Warfotsch ein Gespräch. Er fragte seinen Jäger, ob er wohl gemerkt habe, wie schlecht der König in seinem Quartier stehe. Auf die Erwiderung Kappels, der König habe doch seine Garden, wandte Warfotsch ein, es seien nur dreizehn Mann bei ihm, ein österreichischer General stünde nicht so bloß. Kappel mochte nicht antworten, da sie eben durch ein Biskett Zastrowdragoner hindurchritten. Als die Reiter weg waren, bemerkte Warfotsch wieder, wenn die Österreicher wüßten, wie der König stehe, so könnten sie ihn abholen und ohne alle Umstände gefangen nehmen. Kappel entgegnete, wer das wohl den Österreichern sagen würde, worauf Warfotsch äußerte, sie hätten doch Spione. Darauf wandte Kappel ein, wenn sie auch Spione hätten, so es Gott nicht zulassen wolle, würden sie den König nicht bekommen. Warfotsch nannte den Jäger einen Narren und sagte, Gott kümmerge sich nicht um den König, das sei nur der großen Herren Sache. Kappel wurde ängstlich und bat den Baron, nicht so laut zu reden. Warfotsch hieß ihn darauf dicht an seine Seite reiten und fuhr fort, sie seien doch oft in der Nacht hier geritten, ohne Patrouillen oder eine Wache zu sehen; es sei sehr kalt, und die Preußen säßen in den Quartieren, ohne sich zu fürchten, daß die Österreicher kommen und sie angreifen sollten; es ließe sich schon etwas ausführen. Damit war das Gespräch zu Ende. Kappel betrauerte sich im stillen. Warfotsch hatte beabsichtigt, durch das scheinbar zufällige Gespräch den Jäger von seiner Spur abzubringen und ihn auf eine

falsche Fährte zu leiten. Aber er erreichte, wie bald zu bemerken sein wird, nur das Gegenteil.

Der Baron bedurfte, da er mit seiner Person ja nicht hervortreten wollte, eines unbedenklichen Zwischenträgers. Den fand er in der Person des katholischen Geistlichen Franz Schmidt, der erst seit April 1761 in dem von Schönbrunn nicht weit entfernten Dorfe Siebenhufen, Amtes Priborn, als Kuratus angestellt war. Wir wissen von diesem Schmidt nicht viel. Er war der Sohn eines ehrsamten Bäckermeisters aus Meise. Der eigne Vater bezeichnete ihn später vor Gericht als einen schlechten und undankbaren Sohn, der sich gegen die Eltern stolz und hoffärtig betragen und sich ihrer geschämt habe. Wann Warfotsch den Verkehr mit Schmidt angefangen hat, ist nicht mehr zu ermitteln, aber es war natürlich, daß die beiden Verschwörer nun immer häufiger Zusammenkünfte hatten und auch brieflich miteinander viel verkehrten. Nach jedem Besuche, den Warfotsch in Woiselwitz abstattete, mußte Kappel mit einem immer versiegelten Briefe ohne Aufschrift zu Schmidt nach Siebenhufen reiten. Die Antwort brachte der Kurat immer selbst nach Schönbrunn. Der Jäger faßte deswegen Mißtrauen, und es wuchs noch durch die Wahrnehmung, daß der Baron, der ihn bisher sehr rauh behandelt hatte, seit dem Besuche des Königs in Schönbrunn ganz umgewandelt gegen ihn war und ihn sichtbar bevorzugte. Die häufigen Besuche des Barons in Woiselwitz gaben ihm zu denken. Aber er wurde immer wieder schwankend, wenn er den freundschaftlichen Verkehr erwog, den Warfotsch mit preussischen Offizieren usw. unterhielt, und die offenkundige Gnade des Königs bedachte. Auffällig erschien ihm jedoch wieder die Tatsache, daß sich der Kurat Schmidt bei den Gegenbesuchen preussischer Offiziere jedesmal schleunigst entfernte. Während ein preussischer Major einmal im Schlosse war, sprach der Baron mit Schmidt sogar heimlich hinter der Gartenmauer und ließ ihn nicht ins Haus. Kappel mußte den Kuraten ferner dreimal ins Freie, an einen sehr einsamen und gemiednen Ort, zu den sogenannten „Pfarrerlen“, zu einer Unterredung bestellen. Freilich suchte Warfotsch das dem Jäger mit dem Hinweis zu erklären, der Umgang mit dem katholischen Geistlichen könne ihm, als einem protestantischen Edelmann, leicht verdacht werden. Aber er vermochte das Mißtrauen des Jägers dadurch nicht einzuschlängeln. Wohl konnte Kappel nicht ahnen, gegen wen ein etwaiger Anschlag geplant werde, aber er fühlte, daß irgend etwas Gefährliches im Werke sei, und es mochte ihm auch wohl die ungeschützte Lage des Königs in den Sinn kommen. Da aber alle Beweise fehlten, konnte er nichts tun als die Augen und Ohren offen halten und abwarten.

Eine unmittelbare Verbindung mit einem österreichischen Offizier hatten jedoch weder Warfotsch noch Schmidt. Es blieb ihnen also nichts übrig, als einen Brief, der die exponierte Lage des königlichen Hauptquartiers schilderte und zum Versuch eines Überfalls anregte, unmittelbar an den bei Wartha kommandierenden österreichischen General ohne namentliche Adresse zu senden.

Warfotsch schrieb den Brief, dessen Beförderung Schmidt übernahm. Schmidt bediente sich dazu einer weiblichen Person, namens Katharina Schusser (Schuster?). Der Brief kam auch wirklich in die Hände des Generals Dreškowich, der in Wartha kommandierte. Der erste Schritt aus der Sphäre des Gedankens zur Verwirklichung des Verbrechens war damit geschehen. Dreškowich, der den Brief sofort las, beging die Unvorsichtigkeit, die Überbringerin in Gegenwart mehrerer Offiziere einem Verhör zu unterwerfen. So konnte das Unternehmen, das doch die peinlichste Verschwiegenheit forderte, leicht scheitern. Laudon war sehr ungehalten über die Ungeschicklichkeit des Generals Dreškowich und gab auch später in seinem Berichte der Kaiserin Maria Theresia den Rat, Dreškowich von der Feldarmee abzurufen, denn es sei „nicht wegen übelgesinnter Beschaffenheit seines Herzens, sondern aus der Schwachheit, nicht Herr seiner Zunge zu sein“, bei wichtigen Begebenheiten auf ihn kein Verlaß. Die Kaiserin gab diesem Räte jedoch nicht nach. Laudon ergriff die Gelegenheit, die sich ihm durch den Verrat des Warfotsch und seines Genossen bot, mit Eifer und beauftragte einen gewissen Wallis oder Wallisch, Hauptmann im Karlstadter Grenzinfanterieregiment, sich mit Warfotsch ins Vernehmen zu setzen. Die Wahl traf gerade diesen Offizier, weil er vermutlich Ortskenntnisse hatte und als ein kühner und entschlossener Parteigänger bekannt war. Er ist übrigens von mehreren Seiten mit dem Obristen Wallis verwechselt worden, dem Kommandeur des Laudonschen Regiments, der sich bei der Erstürmung von Schweidnitz sehr ausgezeichnet hatte. Der Hauptmann Wallis — die Schreibung Wallisch rührt wohl von der ungarischen Aussprache des Namens her — hatte wahrscheinlich nichts mit dem Grafengeschlechte der Wallis zu tun, denn später, nach der Aufdeckung des vereitelten Anschlags, machte die gräfliche Familie bekannt, daß dieser Wallis nicht mit ihr verwandt sei. Daß Warfotsch den Hauptmann im brieflichen Verkehr, ohne seinen militärischen Rang anzugeben, bald mit Mr. Wallis, bald mit Mr. le baron de Wallis anredete, kann eine adliche Abkunft des Mannes nicht beweisen. Wallis muß nun unter der Adresse des Kuraten Schmidt um nähere Angaben über die Ortsverhältnisse im königlichen Hauptquartier ersucht haben. Denn am 22. November erhielt der Jäger Kappel von Warfotsch den Befehl, einen dicken Brief, der also wahrscheinlich die gewünschten Angaben enthielt, an Schmidt zur Weiterbeförderung zu überbringen. Schmidt öffnete die Umhüllung, die seine Adresse trug, in Kappels Gegenwart, und der Jäger konnte lesen, daß die Aufschrift auf dem Umschlage des eingeschlossenen Briefes lautete: à Mr. Mr. Wallis. Dieser Brief ist nun auch in Wallis Hände gelangt. Aber Wallis scheint noch Bedenken irgendwelcher Art gehabt zu haben. Vielleicht verlangte er für den Überfall einen ortskundigen Führer. Wie dem auch gewesen sein mag, jedenfalls schrieb er aufs neue an den Kuraten. Diesen Brief brachte Schmidt am 29. November, eben an jenem Sonntage, an dem Warfotsch mit Kappel nach Woißelwitz geritten war, nach

Schönbrunn. Er begrüßte die Baronin Warfotsch, gab ihr aber den Brief, der keine Aufschrift trug, nicht, sondern der Frau des Jägers Kappel. Er befahl ihr an, wenn der Baron zurückgekehrt sei, den Brief durch ihren Mann an den Baron gelangen zu lassen; sie dürfe ihn aber nicht der Baronin geben; der Brief sei dringend, und er erwarte tags darauf, am Feste des heiligen Andreas, vor dem Hochamte noch die Antwort. Die Frau Kappel hatte jedenfalls durch Bemerkungen aus dem Munde ihres Mannes den Verdacht geschöpft, daß es sich bei dem Briefwechsel zwischen Warfotsch und Schmidt um etwas Gefährliches handle. Da sie aber selbst nicht lesen konnte, versuchte sie, wie durch die Zeugenaussagen erhärtet worden ist, den Verwalter Reipricht zu bewegen, den Brief zu öffnen und ihr vorzulesen. Da jedoch der Verwalter begreiflicherweise nicht auf ihr Ansinnen einging, versuchte sie ihr Glück bei dem Koch Ritsche. Sie teilte ihm mit, der Kurat habe ihr streng verboten, den Brief der Frau Baronin zu geben. Ritsche schloß daraus, daß es sich in dem Briefe wahrscheinlich um eine Liebesangelegenheit des Barons handle, und daß das Schreiben vielleicht die Beschwerde eines verführten Mädchens enthalte. Aber auch er wollte den Brief nicht öffnen.

Als nun Kappel nach Mitternacht mit dem Baron nach Hause gekommen war und seine Wohnung betrat, kam ihm seine Frau in großer Aufregung entgegen und berichtete ihm, wie es mit dem Briefe zugegangen sei. Kappel, obwohl selbst durch das nächtliche Gespräch mit dem Baron sehr erregt und in schweren Gedanken, beruhigte sie und brachte den Brief dem Baron, der sich noch nicht zur Ruhe begeben hatte. Darauf ging auch er zu Bette. Bald lag er im Halbschlummer. Da wurden plötzlich auf dem Flur vor seiner Wohnung Tritte hörbar. Kappel und seine Frau erwachten und hörten beide, wie eine Tür geöffnet wurde. Darauf fragte eine Stimme, die sie als die der Anna Dutkin, der Kammerzofe der Baronin, erkannten, wer da sei. Niemand jedoch antwortete, und es blieb still. Nach einer Weile ließen sich wieder die Tritte hören. Kappel machte Licht. Auf ein leises Klopfen an seiner Thür öffnete er und sah den Baron vor sich, der ihm einen Brief gab mit der geflüsterten Weisung, ihn am andern Morgen noch vor der Kirche an den Kuratus zu bringen. Als sich Warfotsch wieder fortgeschlichen hatte, drängte die Frau Kappel in großer Angst ihren Mann, er möge den Brief öffnen, der gewiß ein Verbrechen enthalte, dem er als Werkzeug dienen solle. Kappel, nun selbst im höchsten Grade beunruhigt, gab ihr nach, wartete aber noch anderthalbe Stunde, ob alles still bleibe. Gegen sechs Uhr morgens löste er in dem zu so früher Stunde noch leeren Dienerzimmer das Siegel. Der erste an Schmidt adressierte Umschlag enthielt nur die Worte auf der Innenseite: „Der Herr Curatus beliebe diesen Brief auf das Allerschleunigste zu bestellen.“ In dem Umschlag steckte ein verschlossener und versiegelter Brief mit der Aufschrift: à Mr. Mr. le baron de Wallis. Auch dieses Schreiben erbrach Kappel und las es. Aus seinem Inhalt gewann er die ihn tief er-

schütternde Überzeugung, daß Warfotsch ein Staatsverräter sei. Der Brief war ohne Datum und lautete:

„Es ist nichts Veränderlich vorgefallen. Der Wagen oder die vierstige Kutsche stehet vor der Thüre, und mag damals wegen dem vielen Regen sein weggebracht worden. Es ist nirgends ein Picket, auch keine Hauptwache, auch kein Marktender. Es ist das Hauptquartier nicht so pompös, wie bei Ihnen. Ich bin heute darin gewesen. Ich sah bei Tage eine Schildwache auf der Gasse, und bei der Nacht wurde ich keine gewahr, daß also aufs Höchste zwei Schildwachen vorne vorm Zimmer stehen, welches gar sehr klein ist und etwa eine bei der Thüre. Fürchten Sie sich vor nichts. Sie machen das größte Glück, und sollten Sie wider alles Vermuthen nicht reussiren; so kann Ihnen nichts widerfahren, als etwa gefangen zu werden. So viel dient auch zur Nachricht, daß jetzt zu Bogart Jäger zu Fuß, etwa 20 bis 30 Mann, wegen der Desertion sind. Also, da Sie Wegweiser haben; so ist gar nicht nöthig, über Bogart zu gehen, sondern Sie lassen solches linker Hand liegen. Morgen geht die Kriegeskasse weg und soll heute die Artillerie weggehen. Also wäre es noch zum Besten Montags in der Nacht. Denn ich kann nicht gut dafür sein, daß nicht etwa der Vogel Dienstags in der Nacht ausfliegt. Adieu! gez. v. W.“

Kappel rief nun eiligst seine Frau herbei und theilte ihr das geplante Verbrechen sowie seine Absicht mit, den Brief sogleich nach Strehlen zu bringen. Aber er änderte sein Vorhaben, vermutlich auf Anregung der Frau. Er schlich sich aus dem Schlosse und gelangte, indem er die Dorfstraße vermied, zu dem Hause des lutherischen Orts Pfarrers Benjamin Gerlach, mit dem Warfotsch keinen Verkehr hatte. Dort klopfte er an das Fenster, bis ihm der Pfarrer selbst öffnete und ihn einließ. Nun weihte er den Pfarrer und dessen Frau, die ihm beide Verschwiegenheit geloben mußten, in das furchtbare Geheimnis ein. Auf des Pfarrers Rat sollte Kappel dem König den Verrat aufdecken. Gerlach nahm von dem Briefe an Wallis eine Abschrift, um jeden Verdacht des Barons abzuwenden. Die Urschrift sollte Kappel dem König ausliefern, die Abschrift aber mit dem Petschaft seines Herrn siegeln, in dem an Schmidt gerichteten Umschlage verschließen und seinem Lehrburschen zur Beforgung nach Siebenhufen übergeben. Vorsichtig lehrte Kappel ins Schloß zurück. Die Kammerzofe war schon erwacht. Kappel gebrauchte die Ausrede, er habe einen Brief abzugeben, und ließ sich von ihr in das Arbeitszimmer des Barons führen. Dort siegelte er hastig die Abschrift des Pfarrers mit dem Petschaft des Barons und verschloß sie in dem Umschlage, der Schmidts Adresse trug. Darauf weckte er seinen im Hofgebäude schlafenden Lehrburschen Johann Böhmelt und befahl ihm, sofort aufzustehn und das Schreiben nach Siebenhufen zum Kuraten zu bringen, aber niemand, auch dem Baron nicht, ein Sterbenswort davon zu sagen. Böhmelt führte den Auftrag seines Lehrherrn getreulich aus. Kappel eilte nun auf das Vorwerk Käscherei,

entlieh dort ein Pferd und jagte mit der Urſchrift des Barons in der Taſche nach des Königs Hauptquartier.

Vor dem Hauſe des Königs ſtand der Reiſewagen, deſſen in dem mitgetheilten Briefe des Barons gedacht iſt. Kappel band ſein Pferd an dieſem Wagen feſt und trat in dem Bewußtſein, daß ſeine beſcheidne Perſon augenblicklich die höchſte Wichtigkeit habe, dreißt in das Haus. Als er von dem Poſten aufgehalten wurde, erklärte er, er müſſe in einer dringenden Angelegenheit den König ſprechen. Der Poſten wies ihn jedoch an den wachthabenden Offizier. Aber auch der wollte Kappel nicht zum König laſſen und lehnte es auch ab, den für den König beſtimmten Brief zu leſen. Kappel wurde nun dem in der Nähe wohnenden Generaladjutanten von Krufemark zugeführt. Der General nahm Kappel an und las den Brief. Nachdem er ſich ſchleunigſt angezogen und den Jäger ermahnt hatte, ſich nicht am Fenſter ſehen zu laſſen, weil er in dem Orte bekannt ſei, ſchloß er ihn in ſein Zimmer ein und begab ſich unverzüglich zum König. Nach einer kleinen Weile ſchon erſchien ein von Krufemark geſchickter Offizier, der Kappel befahl, einen mitgebrachten blauen Rockelot über ſeine Livree zu ziehn und einen Militärhut aufzuſetzen. Der Offizier führte den ſo verkleideten Jäger nun durch den Garten zum König, in deſſen Zimmer ſich auch Krufemark befand. König Friedrich war in heftiger Erregung und ſchritt wortlos mit ſtarken Schritten auf und ab. Endlich verhörte er den Jäger genau und ließ bei dem Berichte ſeine Augen auch nicht einen Augenblick von dem Geſichte des Sprechers. Als der Jäger geendet hatte, entſpann ſich noch das folgende kurze Zwiegeſpräch: „Wie lange dient Er dem Baron?“ — „Acht Jahre lang.“ — „Er muß ihm nicht mehr dienen. Er iſt ja wohl aus Mitrowitz? Wefſen Untertan?“ — „Des Grafen Bratiſlaus, in der Nähe von Kolin anſäßig.“ — „Ich kenne die Gegend.“ Darauf trat der König ſo dicht an Kappel heran, daß dieſer deſſen Atem ſpürte. „Katholiſch iſt Er? Nicht wahr?“ — „Ja, Majestät.“ — „Und ſein Herr iſt lutheriſch?“ — „Ja, Majestät.“ — „Nun ſieht Er, Jäger, es gibt unter allen Religionen ehrliche Leute und Schuſte. Die Sache kommt aber nicht von ihm ſelbſt. Er iſt ein beſtimmtes Werkzeug für mich, von höherer Hand abgeſchickt und nicht ſchuld daran. Ich werde Ihn gut aufheben laſſen.“ — Kappel wurde nun als wichtigſter Zeuge zurückbehalten mit dem Befehle, daß niemand mit ihm ſprechen ſolle bis auf weitere Order. Am folgenden Tage wurde er nochmals in Strehlen verhört und dann nach Breslau abgeführt.

